

Begegnungen mit Schriftstellern 1944–1991

Hans Maier

Meine Schwestern waren viel älter als ich — berufstätig schon, als ich noch ein Kind war. Sie arbeiteten in einem großen Verlag, den jeder kannte — bei Herder in Freiburg. Von ihnen erhielt ich die ersten Nachrichten aus dem Reich der Bücher. Ich hörte von Manuskripten, Lektoren, Korrektoren, von Kalkulation, Satz und Druck, vom Falzen, Binden, Prägen. Und natürlich hörte ich auch von Schriftstellern, Autoren, die im Verlag aus und ein gingen. Meine Neugier war geweckt. Was waren das für Leute — Schriftsteller, Autoren?

Meine Schwestern im Verlag sahen die Autoren ganz aus der Nähe — das war beneidenswert. Aber sie sahen sie auch, so schien es, unter mancherlei Winkeln der Fragwürdigkeit. Der eine, überreich an Einfällen, war im Alltag ein Geizhals; der andere, ein Meister der Erzählung (wenigstens in seinen Büchern), brachte keine drei Sätze heraus, wenn man mit ihm ins Gespräch kam. Andere waren zerstreut oder vergammelt, hochmütig oder nachlässig, aufdringlich oder zudringlich — kurz, die Welt der Bücher zerfiel in den Erzählungen meiner Schwestern in ein Panoptikum seltsamer und anfechtbarer Figuren. »Glaub ja nicht«, sagte die jüngere von beiden, »daß Autoren so sind wie ihre Bücher. Bestenfalls *wollen* sie so sein!« Das war nun eine wichtige, wenn auch verwirrende Auskunft; sie ging mir lang im Kopf herum, im Grund bis heute.

**

Doch es gab auch unbestrittene, unanfechtbare Autoren. Eines Tages schwenkte meine Schwester, die auch für den Atlantis-Verlag arbeitete, ein Bündel Briefe in den Händen: »Die darf ich nicht lochen, die muß ich ungefaltet aufheben.« Es waren Briefe von Ricarda Huch. Wir sahen die grauhaarige, straff aufgerichtete Dame öfter in Freiburg mit ihrer Tochter Marietta und ihrem Schwiegersohn Franz Böhm. Auch Ida Friederike Görres und Ruth Schaumann, Werner Bergengruen und Heinrich Lützel sah man in Freiburg. Und natürlich Reinhold Schneider — er wurde in den Kriegsjahren, seitdem er von Potsdam nach Freiburg gezogen war, ganz selbstverständlich zum Mittelpunkt für einen großen Kreis von Menschen. Man traf sich bei ihm, er hatte eine Gemeinde, er war eine moralische Instanz. Und was er schrieb, kurze Betrachtungen, Traktate, Sonette, auf den Tag gemünzt, in Abschriften weitergegeben, eine Art Samisdatliteratur im braunen Reich — das schien damals, mitten im Grauen des Krieges, die einzig vorstellbare Form von Literatur zu sein.

**

Im Frühjahr 1944 habe ich Reinhold Schneider zum ersten Mal gesehen. Er ging am Lorettoberg spazieren — eine riesige ausgemergelte Gestalt, wie aus einem El-Greco-Bild geschnitten. Ministranten aus der Nachbarpfarrei St. Johann berichteten von kleinen Expeditionen in sein Haus in der Mercystraße — sie brachten Beeren aus dem Wald dorthin, denn Schneider, der magenkrank war, konnte nur wenig feste Kost zu sich neh-

men. Ob ihm freilich dauerhaft zu helfen, ob er tatsächlich zu heilen war, das war höchst fraglich. Ein mit ihm befreundeter Arzt sagte zu mir: »Er *will* leiden.« Schneider wurde in jenen Monaten, so hörte man, überschwemmt von Briefen von der Front und aus der Heimat. Alles Leiden der Zeit sammelte sich in seinem Arbeitszimmer. So hatte er — ohnehin unter Publikationsverbot — längst aufgehört, an seinen großen, formvollen Länder- und Geschichtsdarstellungen weiterzuarbeiten; aus dem Insel-Autor war ein Tageschriftsteller geworden, dessen Arbeiten sich auf eigenen Vertriebskanälen verbreiteten, überallhin, bis in die Schützengräben hinein. Ein christlicher, ein katholischer Schriftsteller zudem, der zum Glauben seiner Kindheit zurückgekehrt war, nach langen Irrfahrten auf den Wegen Nietzsches, Spenglers, Unamunos; einer, der zu letzten Entscheidungen aufrief und dessen Sonett-Zeilen manchmal wie Tagesbefehle klangen: »Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten...« Noch heute besitze ich das illegal in Colmar gedruckte *Vaterunser* und die Essaysammlung *Stimme des Abendlandes*; ich kann sie nicht lesen, ohne an Schneiders elsässischen Verleger, den mutigen Joseph Rossé, zu denken, der zwischen Deutschland und Frankreich buchstäblich zerrieben wurde.

Nach dem Krieg hörte ich Reinhold Schneider öfter in Freiburg. Er sprach leise, ungeübt-probierend, ohne rhetorischen Glanz und doch beschwörend eindringlich — der Eindruck des Verkünders, des Propheten war unverkennbar, aber er wurde gedämpft durch Diskretion und Melancholie. Es war bewegend, wie Schneider Geschichte aufrief und zum Sprechen brachte — auf eine Weise freilich, daß sich professionellen Historikern wohl die Haare sträuben mochten. Aber wo hätte ich später von meinen Geschichtslehrern Vergleiche gehört wie die zwischen Calvin und Ignatius, zwischen Prinz Eugen und Friedrich dem Großen, zwischen Maria Theresia und ihren Kindern? Wer hätte den Mut gehabt, Las Casas zu Karl V., Thomas Morus zu Heinrich VIII. sprechen zu lassen, mit erfundenen Reden — ganz so, wie antike Schriftsteller es in ihren Geschichtswerken taten? Klio ist eine Muse, sagt ein französischer Historiker — und Reinhold Schneider nahm diesen Satz ganz unmittelbar beim Wort. Wie unvergeßlich hat er historische Gestalten gezeichnet — Teresa von Avila, Shakespeare, Corneille, Mirabeau, Eichendorff —, aber auch Zeitgenossen wie den alternden Wilhelm II., den er mehrfach in Doorn im Exil besuchte und den er in seinem Lebensbericht *Verhüllter Tag* (1954) eindrucksvoll und nicht ohne Sympathie geschildert hat. Für Schneider war der letzte Hohenzollernkaiser einer, »der im Suchen nach dem Effekt in das Leere geglitten war«, obwohl er an ihm auch Züge »rührender Güte, verhaltener Aufmerksamkeit« feststellte, er war für ihn »Förderer und Zerrütter«, ein »Symbol kranker Macht« — und eben darin Ausdruck des deutschen Schicksals in diesem Jahrhundert: »Denn eben dieser gelähmte Mächtige ritt uns voraus« (aaO 108 ff.).

Mit der Politik, der Nachkriegspolitik, tat Reinhold Schneider sich schwer. 1951 ließ er sich dazu verleiten, einen kommunistischen Aufruf zur Volksbefragung über die Wiederbewaffnung zu unterschreiben, nachdem er »jede Hoffnung verloren hatte, daß ein solcher Antrag von christlicher Seite wirksam vorgebracht werde«, wie er sagte. Daraufhin fiel alles — fast alles — über ihn her. Man rief den »Abtrünnigen« empört zur Ordnung. Ich verteidigte ihn damals in der Jugendzeitschrift »Der Fährmann« mit der ganzen Nauseweisheit meiner zwanzig Jahre — noch heute bin ich stolz darauf. Ohne seine Argu-

mente zu teilen, bezeugte ich die Lauterkeit seiner Person, seiner Motive: »Man kann mit einem Dichter nicht rechten um sein Gewissen.« Schneider schrieb mir zustimmend; er fühlte sich verstanden. Ich sah ihn in den folgenden Jahren noch einige Male, einen gebeugten, kranken, abwesend wirkenden Mann. Fassungslos stand ich sieben Jahre später vor seinem im Freiburger Münster aufgebahnten Leichnam — der mehr als zwei Meter große Mann war am Ostertag 1958 so unglücklich gestürzt, daß er noch am gleichen Tag an Gehirnblutungen starb, noch nicht 55 Jahre alt.

**

Am 14. November 1947 saß ich mit einigen Klassenkameraden im überfüllten Auditorium Maximum der noch halbzerstörten Freiburger Universität. Das Rednerpult war so umlagert, daß der Studentenfarrer Erdin dem Gast mühsam einen Weg durch den Hörsaal bahnen mußte. Ein zierlicher älterer Herr in französischer Uniform betrat das Podium. Es war Alfred Döblin, und das Thema seines Vortrags lautete: »Unsere Sorge der Mensch«.

Auch dieser Poet war ein Bekenner, ein Konvertit, ein Mystiker, so zeigte sich rasch — aber ungleich härter, schärfer, aggressiver als Schneider. Der Mann am Pult hatte ein Berliner Mundwerk, er sprach schnell, gelegentlich mit sarkastischen Einschüben, mit einer Neigung zur grotesken Ornamentik, zum Fabulös-Verblüffenden. Und doch war seine Botschaft ernst gemeint — es war im Grunde die gleiche wie die Schneiders; ich erinnerte mich des Schneiderschen »Allein den Betern ...«, als Döblin am Ende seines Vortrags dazu aufforderte, Abstand zu gewinnen von den Tagesrealitäten, von Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Partei, zurückzugehen zu den Quellen — und zu beten.

Döblin fand mit dieser Botschaft in Freiburg ein freundlicheres Echo als in Berlin ein knappes halbes Jahr zuvor. Wir können den Vorgang heute aus seinem Erinnerungsbuch *Schicksalsreise* (1949) und aus den Reaktionen der Presse rekonstruieren. Der im November 1945 aus dem amerikanischen Exil nach Deutschland zurückgekehrte Döblin, der als Kulturoffizier der französischen Besatzungsmacht in Baden-Baden tätig war, hatte im Juli 1947 im Charlottenburger Schloß über das gleiche Thema gesprochen. Er war auf Unverständnis gestoßen, auf offene Ablehnung, ja auf Hohn. Der Autor von *Berlin Alexanderplatz* — ein Konvertit? Der »schärfste, rücksichtsloseste Intellekt unter deutschen Schriftstellern, Vertreter einer naturwissenschaftlich nackten Dichtung« (*Schicksalsreise*, 457) — ein überzeugter Christ? Ein Avantgardist, der zu Kreuz gekrochen war? Das konnte nicht wahr sein. Schon damals kündigte sich Döblins Nachkriegstragödie an, die Tragödie eines Exilautors, der heimgekehrt und doch nicht heimgekehrt war, der zwischen die Stühle geriet: zu katholisch für seine alte Leserschaft, war er zu avantgardistisch für die potentielle neue. Der Beifall im Freiburger Auditorium täuschte. Döblin wurde nicht angenommen. Die großen Werke, die nun zu erscheinen begannen (einiges habe ich aus der Nähe verfolgen können, da meine Schwester beim Schreiben der Manuskripte half), vor allem die *November 1918*-Trilogie, die *Schicksalsreise* — sie blieben in den Verlagen liegen wie Ziegelsteine, waren nicht abzusetzen. Für seinen *Hamlet* fand Döblin in der Bundesrepublik Deutschland keinen Verleger mehr. Verbittert und enttäuscht zog er sich 1953 nach Paris zurück. Erst als Kranker, in den letzten Lebensjahren, kam er nach Deutschland zurück, nach Freiburg, Wiesneck, Emmendingen; in Emmendingen, wo er als junger Arzt begonnen hatte, starb er am 26. Juni 1957.

Döblin fesselte und verwirrte mich. In den fünfziger Jahren habe ich alles von ihm gelesen, was ich in Bibliotheken und Antiquariaten fand — und natürlich auch das Neuerschienene. Ich studierte inzwischen Geschichte, und Döblins November-Panorama stieß in meinem Kopf seltsam mit meinen zeitgeschichtlichen Erkundungen zusammen. Karl und Rosa — Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg —, die Helden des ersten Bandes der November-Trilogie, ins Mythische gesteigerte Repräsentanten einer neuen, einer Anti-Politik, ließ ich mir als Kunstfiguren wohl gefallen. Aber wie schockierend, wenn im Umkreis dieser Figuren Personen der realen Zeitgeschichte in höchst eigenartigen Beleuchtungen auftauchten: ein abstoßend geschilderter Friedrich Ebert, ein sehr gewinnender Wilhelm Pieck! Döblins Momentaufnahme einer anarchischen Bewegung im Stadium der Unschuld paßte schlecht in die Frontverläufe des kalten Krieges, der inzwischen begonnen hatte; die Geschichte war weitergegangen; längst war der »tapfere Pieck« des Romans Staatspräsident der DDR geworden und galt als Exempel sozialistischen Bonzentums, während Eberts historische Leistung inzwischen bei Freund und Feind anerkannt war. Ich fürchtete fast, beim Lesen in weiteren Bänden auch noch auf den Namen Walter Ulbrichts zu stoßen — glücklicherweise scheiterte das an dessen später Geburt. Meine damalige Reaktion — über die ich heute lächle — ist ein Schulbeispiel für die schwierigen Rezeptionsbedingungen Döblins im Deutschland der fünfziger Jahre. Für Donquichotterien großen Stils war die Zeit nicht eben empfänglich. Da tat ich mich leichter mit dem phantastischen Barock des *Wallenstein*, mit der Jules-Verne-Welt von *Berge Meere und Giganten* — und natürlich auch mit »Berlin Alexanderplatz«, dem längst zum Klassiker gewordenen Roman; noch heute bin ich entzückt, wenn ich Franz Biberkopf in die Berliner Kneipen verfolge und mit den großen Mollen Bier und mit dem kleinen hellgelben Schnaps Zwiesprache halten höre; doch wäre eine so selektive Verzauberung wohl nicht in Döblins Sinn gewesen.

**

Noch an zwei andere Abende in der Freiburger Universität erinnere ich mich, im Juni 1949. Dort lernte ich Elisabeth Langgässer kennen. Sie war eine hellstrahlende Nova am spärlich erleuchteten literarischen Nachkriegshimmel — ihr Roman *Das unauslöschliche Siegel* (1946) galt als eins der wenigen Beispiele großer, in der Nazizeit und unter Schreibverbot entstandener Literatur. Außerdem war sie Halbjüdin; eine ihrer Töchter, so wurde erzählt, war nach Auschwitz verschleppt worden und dem Tod nur durch ein halbes Wunder entgangen. Ich hatte Elisabeth Langgässers Roman 1946 für 17,55 Reichsmark erworben, hatte ihn in einem Zug gelesen, vieles nur halb begreifend, kam nicht davon los. Es war wohl — wie bei Schneider, wie bei Döblin — die Verbindung von realer Geschichte und Fiktion, von Wirklichkeit und Fabel, die mich reizte — dazu das Pandämonische, Welttheaterhafte, die Großzügigkeit der Anlage, der rasche Schritt »vom Himmel durch die Welt zur Hölle«. Die Schauplätze des Romans — rheinhessische, französische — waren höchst authentisch und doch kunstvoll verfremdet, geheimnisvolle Knotenpunkte in einem metaphysischen Netzwerk; so zwingend imaginiert, daß ich sie in den folgenden Jahren allesamt besucht habe, besuchen mußte: noch in den achtziger Jahren bin ich auf den Turm der Kathedrale von Senlis gestiegen, um dem Gespräch der deutschen Offiziere im September 1914 zu lauschen, das die Dichterin dort spielen läßt. Dazu kam in diesem Buch ein Element verfänglicher Erotik, eine glitzernde Mischung

von rhetorischer Eloquenz und Mysterienzauber — verlockende Ingredienzien für einen Fünfzehn-, Sechzehnjährigen. Ich spürte: Das war weit entfernt von »Immensee« und »Bergkristall«. Gestalten wie Belfontaine und Grandpierre, Suzette und Hortense waren mir bis dahin noch nie begegnet.

Und nun war sie selbst da, die Erfinderin all dieser Gestalten, eine attraktive schwarzhaarige Person; ich sah sie über die Belfortstraße kommen, erinnere mich an ihren langsamen, schwerfälligen Gang. (Ich wußte nicht, daß sie krank war, multiple Sklerose, ein Leiden, dem sie ein Jahr später erliegen sollte.) Elisabeth Langgässer wollte in Freiburg über den »christlichen Roman der Gegenwart« sprechen; aus irgendeinem Grund war das Manuskript verloren gegangen oder nicht rechtzeitig eingetroffen, so trug sie Thesen vor; der psychologische Roman sei mit Thomas Mann am Ende angelangt; an die Stelle individueller Personen träten künftig Typen, Figuren; die Fabel löse sich vom Psychologischen ab, entfalte sich in einem Raum a-kausaler Freiheit — der modernen Physik ebenso benachbart wie dem alten Mysterienspiel. Das alles illustrierte sie an eigenen Texten aus der — damals noch unveröffentlichten — *Märkischen Argonautenfahrt*. Gewiß vereinfache ich ihren Gedankengang. Aber er steht mir so plakativ vor Augen, weil er anschließend, im kleinen Kreis von Interessierten, heftige Diskussionen auslöste. Es war die erste Literaturdebatte, die ich erlebte — neben Frau Langgässer saß ihr Mann, der Philosoph Wilhelm Hoffmann, das Wort führten Eberhard Meckel, Rupert Gießler und Horst Krüger. Es ging um das Ende des psychologischen Romans, um die Formen und Gestalten christlicher Epik — ich erinnere mich an eine pathetische Einlassung Meckels, der Frau Langgässer entgegenhielt, daß sie doch auf einen Rest von Psychologie, von individueller Motivation gar nicht verzichten könne; wie könne sich sonst der Leser mit ihren Gestalten identifizieren? »Das frage ich Sie — der Schreibende die Schreibende.« (Er kannte Frau Langgässer wohl aus Berliner Zeiten.) An ihre Antwort erinnere ich mich nicht mehr — nur das Literatenvölkchen steht mir vor Augen, das sie an diesem Abend wie eine Wolke umgab. Wie ein fremder Vogel saß sie, schon müde, unter ihren Kommentatoren, erklärte, erläuterte, ergänzte, verteidigte sich. Wäre ich älter gewesen, ich hätte sie chevaleresk am Arm genommen und ins Freie hinausgeführt.

Erst viel später hat mir Horst Krüger die Geschichte von Elisabeth Langgässers Tochter Cordelia erzählt: Kind des jüdischen Staatsrechtslehrers Hermann Heller und der Halbjüdin Elisabeth Langgässer, war sie, nach der schauerlichen Buchhaltung des SS-Staats, »Volljüdin« und damit der Vernichtung geweiht. Die Mutter konnte sie vor der Verschleppung nicht bewahren, wollte sich wohl auch nicht für sie opfern. Cordelia Edwardson hat später ihr Schicksal in dem Buch *Gebranntes Kind sucht das Feuer* (dt. 1986) erzählt und dabei auch mit ihrer Mutter abgerechnet. Die wunderbare Rettung der Tochter aus den Fängen des KZ-Arztbesatzes Mengele in Auschwitz, ihre Rückkehr 1945 hat Elisabeth Langgässer zu einem ihrer schönsten Gedichte »Holde Anemone« inspiriert. Doch für Cordelia überschritt das Erlebte bei weitem die Grenzen dessen, was literarisch darstellbar (und erträglich) war: die Beziehung zur Mutter ist nie mehr geheilt worden.

**

Vielen Schriftstellern bin ich in Freiburg in den fünfziger und sechziger Jahren begegnet. Werner Bergengruen las im Mariahilfsaal seine Gedichte — mit sonorem Ton und rhapsodischem Schwung, mit der kräftig-präzisen Artikulation des gebürtigen Balten.

Wilhelm Hausenstein trug seine Baudelaire-Übersetzungen vor. Marie Luise Kaschnitz kam aus dem nahegelegenen Bollschweil, Albert Schweitzer aus seinem Heimatort Günsbach im Elsaß, wo er die Sommerferien verbrachte. Es gab in dieser Zeit auch Dichter, die noch keine waren, die sich erst anschickten, welche zu werden. Vor unseren Augen wurde »Enzio« — so nannten wir Hans Magnus Enzensberger, unseren Diskussionspartner im Schul- und Jugendfunk des Südwestfunks — eine literarische Figur: wir staunten nicht schlecht, als er 1957 seine »verteidigung der wölfe« veröffentlichte. Im nahegelegenen Tübingen begann Martin Walser mit kafkaesken Geschichten seinen literarischen Vogelflug über Oberschwaben, dem Hegau und dem Bodensee. Horst Krüger, inzwischen Nachtstudio-Mann in Baden-Baden, beschrieb seine Jugend im Dritten Reich in dichterischen Bildern (»Das zerbrochene Haus«, 1966). Paul Celan las in den südwestdeutschen Universitätsstädten seine Gedichte. In Stuttgart schrieb Hermann Lenz, fast für sich allein, Erzählungen, Romane und Gedichte.

Es war eine reiche Zeit. Das politische Lebewesen Bundesrepublik entstand und entfaltete sich — angefochten, von vielen Literaten abgelehnt, aber unerwartet lebenskräftig. Sein epischer Chronist wurde Heinrich Böll. Seine Erzählungen ließen satirische Begaubung, Witz und Menschenfreundlichkeit erkennen. Seine Romane brachten die Realitäten der Zeit zur Sprache. *Haus ohne Hüter* (1954) erzählte von den Schwierigkeiten der Erziehung im Wirtschaftswunderland, *Billard um halb zehn* (1959) raffte Zeitgeschichte in Rückblenden, schilderte die Kriegszerstörung, die Hektik des Wiederaufbaus; die *Ansichten eines Clowns* (1963) warfen ein Licht auf kirchliche, wirtschaftliche, politische Verhältnisse zu einer Zeit, in der das Pathos der ersten Nachkriegszeit sich langsam verflüchtigte. Überall wimmelte es bei Böll von kleinen Leuten; Wohnen, Essen und Kleidung, das Geld für Miete und Reisen, Physiognomien, Tonfälle wurden säuberlich geschildert — ein wenig wie im Naturalismus, als man vom Sekundenstil sprach und Alltägliches zu protokollieren begann. Bölls Gesellschaft, niemals weitab von den Kölner Domtürmen, zeigte die Entgrenzungen, die Normauflösungen einer im Fluß befindlichen Zeit. Schicksale der Selbstbehauptung, der Emanzipation wurden auf engstem Raume ausgetragen; die Menschen scheuerten sich an überlieferten Normen wund — das katholische Trauma Bölls, das sich durch nahezu alle seine Bücher zog —, ohne doch glücklicher zu werden, wenn sie die Normen abgeschüttelt hatten. Allmählich ging die religiöse Leitmotivik in eine politische über, so im *Gruppenbild mit Dame* (1971) und in *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* (1974).

Und dann Günter Grass! Ein neuer Döblin, so empfand ich, als ich *Die Blechtrommel* (1959) und später die *Hundejahre* (1963) las, weit ausgreifend, räumlich und zeitlich — aber freilich ohne die döblinsche chronikalische Präzision. Mehr dithyrambische Klänge als festumgrenzte Bilder; Grass wirbelte die Gegenstände in einem ständigen jean-paulischen Transzendieren, in einer metaphorischen Selbstbewegung der Sprache vor sich her. Eine permanente Farbexplosion, ein gewaltiges Aufgebot an Bildern. Viel Leinwand, viel Makarttücher. Böll wirkte gegenüber solchen Protuberanzen wie ein schlichter Graphiker, ein reinlicher Zeichner.

Mit Böll und Grass traf und stritt ich mich in den späten sechziger und in den siebziger Jahren, in und nach der Studentenrevolte. Die Themen lagen in der Luft: Radikalerlaß, Demokratieverständnis, die Sprache der neuen Linken, der Terrorismus, der Weg der

Bundesrepublik Deutschland. An Günter Grass schickte ich im Herbst 1973 meinen Essay *Aktuelle Tendenzen der politischen Sprache*, in dem ich die Sprache der »neuen Linken« untersucht hatte. Seine Reaktion war kühl: »Ihren Vortrag habe ich mit Interesse gelesen. So treffend Sie einige Symptome der politischen Sprache herausstellen und aus Ihrer Sicht kritisch würdigen, so unübersehbar fällt auf, daß Ihnen offenbar die Ursachen für diese Entwicklung verborgen geblieben sind« (Brief an mich vom 26.11.1973). Das war zünftig geredet, und ähnlich unergiebig war ein Gespräch, das wir in Emil Obermanns »Pro und Contra« führten: Grass verteidigte den Eurokommunismus, ohne ein Gegenargument zur Kenntnis zu nehmen; ich vertrat eine kritische Position (und ging natürlich unter). Gründlicher ließ sich Heinrich Böll auf meine Argumente ein. Ich hatte ihn angegriffen, weil mir seine *Katharina Blum* voller Klischees zu stecken schien — das Schicksal einer jungen Frau mit gemäßigt linken Ansichten, verfolgt und in den Tod getrieben — wie könnte es anders sein — von der »Rechtspresse«! Aber gab es denn nicht auch Menschen, die durch *linken* Psychoterror in gesellschaftliche Isolation, ja in den Selbstmord getrieben wurden? In den Jahren der Studentenrevolte hatte ich zwei solche Fälle aus der Nähe erlebt. Wer schrieb *diese* Katharina-Blum-Geschichte auf? Niemand, sie blieben ungeschrieben, hätten wohl damals auch keinen Verleger gefunden. Böll schien über meine Beobachtungen beunruhigt, er suchte meine Befürchtungen zu entkräften. Ein längerer Briefwechsel entstand, der 1977 veröffentlicht wurde. Böll blieb versöhnlich, brach keine Brücke ab. Am 11.4.1975 schrieb er mir: »Die meisten Mißverständnisse beruhen ja auf Wörtlichkeitsdifferenzen, und ich glaube sogar, daß manchmal die Pistolen nur deshalb sprechen (oder besser: brüllen), weil da einige Münder nicht nur stumm, auch einige Ohren taub waren.« Heinrich Böll war nie taub für andere Argumente. So emotional, so naiv, so leidenschaftlich (und leidenschaftlich-ungerecht) er sein konnte, man stieß bei ihm nie auf Verbohrtheit, auf Frageverbote und Denk-Abwehr (wie bei so vielen anderen).

1975 geriet Böll in heftigen Streit mit Helmut Schelsky. Der hatte ihn in seinem Buch *Die Arbeit tun die anderen* (1975) als »Kardinal und Martyrer« angegriffen. Ach, das war viel zu hoch gegriffen; wer Böll kannte, der wußte, daß ihm alles Episkopale, Kardinale abging. Ein Streitgespräch fand statt im Studio Freimann in München; anschließend saß ich mit beiden Herren im Aumeister im Englischen Garten zusammen — ich freute mich, daß sie nach einer halben Stunde nicht mehr über Politik sprachen, sondern über ihre Männerkrankheiten und dabei entdeckten: so böse war der andere gar nicht. Das war ein kleiner innerer Parteitag für mich; leider ging die kleine Szene gleich wieder in den Kämpfen und Schlachtrufen der Literaturpolitik unter.

1978 luden französische Studenten Böll und mich zu einem Streitgespräch nach Paris ein; der Titel der Veranstaltung lautete: Die Bundesrepublik Deutschland — Polizeistaat oder ideale Demokratie? Natürlich hatte der Kritiker Böll leichteres Spiel als ich, der ich die Rolle des Pflichtverteidigers übernommen hatte. Alfred Grosser als Moderator hatte Mühe, den brodelnden Hörsaal zu beruhigen. Aber durfte man Bölls politische Ansichten einfach so stehen lassen? Verdiente nicht auch ein berühmter Mann seinen Widerspruch? Am anderen Tag trafen wir uns in einem Café in der Rue de Vaugirard, unsere Frauen waren dabei. Böll mit Baskenmütze, leiser Stimme und dem berühmten traurigen Hundeblick war überaus liebenswürdig und verständnisvoll — zu seiner Ehre muß ich sagen,

daß er die Situation am Abend zuvor nicht ausgenützt, sondern eher Öl auf die Wogen gegossen hatte. Wir schieden friedlich voneinander.

**

Der Politik verdanke ich auch die Bekanntschaft mit Hilde Domin. 1968 hatte ich ein kleines Buch gegen die NPD geschrieben, die sich damals gefährlich auszubreiten schien, eine Kampfschrift — damals die erste! — gegen die alten und neuen Freunde der starken Hand. Daraufhin rief mich Frau Domin in München an, überfiel mich mit ihren deutschen Sorgen, wollte meinen Rat. Später lernte ich sie in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung persönlich kennen. Ihrem sprudelnden Temperament, ihrer raschen Auffassungs- und Formulierungsgabe war ich als langsamer Alemanne kaum gewachsen. An ihr wie an der verstorbenen Marie Luise Kaschnitz habe ich immer bewundert, wie diese Frauen es verstanden, Kunst und politisches Urteil, Innerlichkeit und Engagement ohne Bruch zu verbinden — oft besser, klüger, abwägender als ihre männlichen Kollegen. Ich nenne als dritte im Bund Marieluise Fleißer, mit der ich noch im Jahr vor ihrem Tod (1974) in München ein längeres Gespräch führen konnte (sie erhielt auf meine Veranlassung den Bayerischen Verdienstorden). Die unvermeidlichen Themen: Klostererziehung (sie war bei den Englischen Fräulein gewesen!), die Spannung zwischen Dialekt und Hochsprache, der zerreißende Konflikt zwischen dem frühen Berliner Erfolg und dem nachfolgenden Martyrium des Lebens in Ingolstadt, zwischen Zigarrenhandlung und Schwimmverein des Mannes — und natürlich, Fatum und Fatalität in ihrem Leben, Bert Brecht. Vor der Menschlichkeit und Einfachheit dieser Frau — gewiß der größten realistischen Schriftstellerin deutscher Sprache in diesem Jahrhundert — verbeuge ich mich tief.

**

Ende der siebziger Jahre kam ich in München mit Horst Bienek ins Gespräch. Er war damals Sekretär der Abteilung Literatur der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Gemeinsam bereiteten wir eine Tagung vor, die deutsche Schriftsteller mit dem osteuropäischen Exil zusammenbringen sollte. Sie fand vom 18.–20. Juni 1979 in München statt. Zahl und Rang der Exilautoren waren eindrucksvoll: Nekrassow, Sinjawski, Goma, Mnacko, Etkind, Skutina, Kundera, Laub, Filip, Wirpsza und viele andere waren anwesend. Zahlreiche junge Russen kamen. Es herrschte eine fröhlich unbotmäßige Stimmung. Eines Abends sang Alexander Kwostenko spontan Protest- und Spottlieder auf die Partei. Bienek schrieb hinterher: »...wie da die Gesichter aufleuchteten ... eine solche Heiterkeit, spontane Fröhlichkeit haben wohl die ehrwürdigen Räume dieser Akademie in den letzten zwanzig Jahren nicht erlebt ...« (Brief an mich vom 29. 6. 1979).

Aber wo waren die Westdeutschen, die Autoren der Bundesrepublik? Gewiß, einige waren da, Bieler, Dorst, Kunze, Holthusen, Hermann Lenz, Golo Mann, Hans-Werner Richter — aber andere, wichtige fehlten. Sie meinten, es sich politisch nicht leisten zu können, in der Gesellschaft von Exilautoren aufzutreten. Es war eine, wie die Neue Zürcher Zeitung schrieb, »unausgeglichene Begegnung«: »Daß unter den Ländern der Bundesrepublik Bayern es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Autoren vorab der jüngsten Emigrationswelle von jenseits der europäischen Trennungslinie in München zu versammeln, erschien manchem ebenso symptomatisch wie das Fernbleiben etlicher deutschsprachiger Schriftsteller... Die Schwierigkeit der Verständigung, die Unmöglichkeit der

Warnung in einer von anderen historischen Erlebnissen herkommenden Gesellschaft faßte der Tscheche Gabriel Laub mit dem Aphorismus, die Übergabe der eigenen Welterfahrung scheitere an der Welterfahrung. Hat tatsächlich jeder seinen Weg zu gehen, unbelehrbar, fremden Berichten unzugänglich? Die aus Paris hergereisten russischen Emigranten bestritten es. Sie beriefen sich auf einen Stimmungswandel unter der französischen Intelligenz — die Bezeichnung ›nouveaux philosophes‹ fiel —, und sie machten zu Recht geltend, daß der Kreis um André Glucksmann stark unter dem Eindruck der sowjetischen Dissidentenbewegung stehe ... Frankreichs Intellektuelle scheinen sich nach Jahrzehnten zur Auffassung durchgerungen zu haben, daß Jean-Paul Sartres Forderung — die Übel in sich sozialistisch nennenden Ländern nicht zur Sprache zu bringen, da dies die französische Arbeiterschaft verzweifeln ließe — nicht mehr haltbar und vor allem nicht mehr praktikabel ist; in der Bundesrepublik dagegen, wo Teilung und Nachkriegswirklichkeit für lange Zeit andere ideologische Positionen geschaffen hatten, wehrt sich nun eine Nachfolgegeneration gegen die von Solschenyzin vollzogene Gleichsetzung von Sozialismus und Gulag; daß viele ihrer Vertreter sowjetischen Emigranten gleichsam als Leuten mit falschem Bewußtsein von vornherein aus dem Weg gehen, bleibt deswegen nicht minder bedauerlich« (NZZ vom 26. 6. 1979).

In der Tat hatte das, was man später den Gulag-Schock nannte, in den achtziger Jahren die intellektuelle Szene in Frankreich, England, den USA zu verändern begonnen — das wurde mir klar bei diesem Münchner Kongreß. In Deutschland war dieser Schock ausgeblieben. (Ich warte auf ihn noch heute.) Das erklärt vieles, entschuldigt es freilich nicht. Es empörte mich, daß es unter den deutschen Schriftstellern keinen Konsens darüber gab, Unrecht und Verfolgung zu verurteilen, gleich unter welchem Himmelsstrich und welcher Flagge sie auftraten; daß bei vielen eine doppelte Buchführung herrschte in der Bewertung der Zustände in Ost und West, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland — eine moralische Ambivalenz, die, gut deutsch, mit Staatsräson-Erwägungen gerechtfertigt wurde (bei uns die Freiheit, drüben der Gehorsam — um des »Friedens« willen!). Wie soll das gutgehen mit einem Volk, dessen intellektuelle Sprecher sich über Unrecht nicht mehr zu empören wissen, die sich in eine sophistische Rechtfertigung der Gewalt flüchten? Das Verhalten vieler Intellektueller, vieler Medien — und des DGB! — gegenüber der polnischen Solidarnosc 1980/81 bestätigte schlimme Befürchtungen: man war in diesen Kreisen nahe daran, der Verhängung des Kriegsrechts Beifall zu zollen. Es war dann glücklicherweise wieder einmal Heinrich Böll, der aus der Reihe tanzte und die Ehre der deutschen Schriftsteller rettete: er nannte die Weigerung des DGB, mit der polnischen Solidarnosc Verbindung aufzunehmen, das Festhalten an den tausendfach kompromittierten »Offiziellen« als Gesprächspartnern schlicht einen Skandal.

Ich verstand mich spontan und ohne große Worte mit den Schriftstellern, die aus der DDR, aus Mittel- und Osteuropa zu uns kamen, oft als Flüchtlinge — Reiner Kunze, Sarah Kirsch, Jossif Brodskij, Ota Filip, Efim Etkind. Viele wurden zu Weggefährten, zu Freunden. Nicht zuletzt Horst Bienek, dem 1991 Verstorbenen, dem Mitarbeiter Brechts, dem Häftling im stalinistischen Workuta, bewahre ich eine dankbare Erinnerung. Er kannte den Gulag aus eigener Anschauung. Er war gefeit gegen Illusionen, gegen die Versuchung des Sich-Abfindens, gegen intellektuelle Korruption.

Freilich: die Politik war nicht der einzige Ton, das einzige Thema in meinen Begegnungen mit Schriftstellern. Mit Martin Walser zum Beispiel, mit Hans Magnus Enzensberger, die ich seit Jahren kannte, mit Carl Amery, mit Tancred Dorst habe ich kaum je über Politik gesprochen. Was Walser anging, so war es in den siebziger und achtziger Jahren gar nicht leicht, das Thema zu vermeiden. Aber seltsam, während mich der Streit mit Grass und Böll reizte, ja ergötzte, hatte ich bei Walser einfach keine Lust (später sagte man: keinen Bock) darauf. War es der breite Vorrat des Alemannisch-Gemeinsamen, der uns einte? Die Bubenfreude am Klettern und Stöbern in süddeutschen Sprachverliesen — Konjunktiven, Optativen, Hilfszeitwörtern, Konstruktionen, die heute keiner mehr kennt (o die terribles simplificateurs, die nach 1866 über unsere Sprache herfielen und die Rudimente ihres Egalisierungseifers auch noch zu Hochdeutsch erklärten!)? Ich weiß es nicht. Sympathien gehen oft querfeldein, sie folgen nicht dem Lehrbuch, noch weniger dem collegium logicum. Jedenfalls: Walser interessierte mich immer.

An Allerheiligen 1986 besuchte ich ihn mit Münchner Studenten in seinem Haus zu Füßen der Birnau am Bodensee — seine Frau und seine Töchter bewirteten uns liebevoll. Der Hausherr empfing mich an der Tür, indem er mir zu meiner neugewonnenen Freiheit gratulierte (ich war gerade aus dem Kabinett Strauß ausgeschieden). Wir unterhielten uns über Epik, über ästhetische Fragen. Walser kam langsam in Fahrt — in der ersten Viertelstunde stockte er, suchte nach Worten, in der zweiten sprach er schon zusammenhängende Sätze, in der dritten wurde er brillant. Die Argumente gewannen an Schärfe. Sein Standort wurde deutlich. Aus dem runden versöhnlichen Gesicht tauchte ein kleineres, härteres hervor. — Anderntags waren wir, nicht weit weg vom Bodensee, bei Ernst Jünger in Wilflingen zu Gast. Welch ein Gegensatz zu Walser: die Sprechweise des über Neunzigjährigen von Anfang an scharf, klar, direkt, unbekümmert, selbstsicher — noch immer die des Offiziers, der Weisungen gibt, des Jägers, des Sammlers. Die jungen Leute, bei Walser offen und gleichgestimmt, waren bei Jünger zurückhaltender. Das war für sie nicht nur eine andere Generation, es war eine andere Welt. Der alte Mann fing Kritik gelassen auf. Das Arbeitszimmer in dem Stauffenbergschen Forsthaus roch nach den Seifenschachteln von Roger Gaillet, in denen er seine Käfersammlung aufbewahrte. Das »Stierlein« — Jüngers Frau in der Sprache der Tagebücher — vermittelte diskret zwischen dem alten Fremdenlegionär, der immer noch zu Abenteuern aufgelegt schien (Mitterand und Kohl hatten ihn soeben zu seinem 90. Geburtstag mit dem Hubschrauber in Wilflingen besucht) und der staunenden Jugend, für die das alles schon ein Stück Geschichte war. — Walser und Jünger: die beiden Herren hatten gewiß nicht viel gemeinsam, sie waren einander — damals — wohl auch nicht grün. Aber liegt nicht der Reichtum einer Literatur auch darin, daß vieles in ihr sich im Raum stößt, nicht ineinander aufgeht?

Immer wieder die Geschichte. Aus Martin Walsers Schriften, so schrieb ich später in einer kleinen Schul-Auswahl aus seinem Werk für Friedrich Denk, kann man ein ganzes Panorama jüngerer deutscher Geschichte zusammenfügen. »Alles ist da: die NS-Vergangenheit mit ihren Verstrickungen und die Nachkriegs-Gegenwart mit ihren Unbedenklichkeiten; Leute die sich anpassen und Karriere machen, andere die sich quälen und mit der Welt nicht zurechtkommen. Flaumleichte Aufsteiger und gedankenschwere Stolperer, Besinnliche und Rücksichtslose, Manager, die ins Gelingen, und Intellektuelle, die ins

Scheitern verliebt sind — sie bilden in Walsers Erzählungen, Romanen und Dramen ein schier unerschöpfliches Figurenkabinett. Wie eine neue Gesellschaft entsteht aus einer alten, das kann man bei Walser studieren. Und wie die Menschen auf die Verhältnisse reagieren, laut oder leise, schwächlich oder trotzig, überdimensional oder gar nicht — das bringt Bewegung in den Reigen, das macht die Dynamik des Erzählers Martin Walser aus.«

**

Drei Schriftsteller will ich an den Schluß meines Berichtes stellen, die mit ihren Lebensläufen den größten Teil unseres sich dem Ende zuneigenden Jahrhunderts umspannen: Hans Sahl, Golo Mann und Hermann Lenz.

Von ihnen kenne ich Hans Sahl am längsten. Eine Mitarbeiterin in München, Edith Ziegler, Jüdin, Emigrantin, erzählte mir schon in den sechziger Jahren von ihm. Sahl war damals bei uns vor allem als Übersetzer der Stücke Thornton Wilders bekannt. Sein eigenes literarisches Werk kannte fast niemand. Er gehörte zu den Emigranten, die nicht zurückgekehrt waren — trotz einiger längerer Aufenthalte in Berlin und in der Bundesrepublik. Fast die ganze Nachkriegszeit verlebte er in den USA. Erst 1989 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Tübingen nieder. Es war einer der letzten Einfälle des bald darauf verstorbenen Horst Bienek, Hans Sahl 1990 den Internationalen Preis für Exilliteratur der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zu verleihen.

Exil — das ist ein Ostinato seines Werkes. Exil als Passion, als erlittene Geschichte und als Gegenstand literarischer Identifikation, das ist der Steckbrief des Autors Hans Sahl. Und sein Werk, so zerstreut, zufällig, fragmentarisch es auf den ersten Blick erscheint, hat in der Erfahrung des Exils sein unsichtbares Zentrum.

Hans Sahl war ein Rebell von Anfang an. Er rebellierte gegen seinen Vater, indem er in seiner Jugend bei kommunistischen Umzügen mitmarschierte. Er rebellierte gegen die akademische Kunst- und Literaturwissenschaft, die ihre Objekte rubrizierte und mumifizierte. Er rebellierte gegen den langsam von unten aufsteigenden Nationalismus der späteren Weimarer Jahre. Er rebellierte gegen den von ihm bewunderten und verehrten Brecht, als dieser die *Maßnahme* schrieb und den politischen Mord aus Gründen der Parteidisziplin rechtfertigte. Er rebellierte gegen das Exil dort, wo es ihn einzuengen, zu beschwichtigen, in ideologische Pflicht zu nehmen drohte. Er war ein Rebell, aber kein Konspirateur. Es gelang ihm niemals, seine Gedanken zu verbergen und seine Gefühle zu unterdrücken. Deshalb geriet er oft, nein ständig zwischen alle Stühle: »Sein Verbrechen — Ehrlichkeit«.

In Sahls *Memoiren eines Moralisten* (1983), im ersten Teil, der bis 1933 geht, spürt man etwas vom Glanz und der Nervosität, vom Zucken und Vibrieren der zwanziger Jahre in Berlin, von den märchenhaften Aufbrüchen in Film, Fliegerei und Technik, den kühnen Experimenten in Lyrik, Theater, Kabarett. Eine alte Gesellschaft zerfällt, und die Reste gruppieren sich zu neuen Figuren. In der Auflösung von Tradition und Konvention erscheint phosphoreszierend das Unbekannte, Nie-Dagewesene. Es war ein Land unbegrenzter ästhetischer Möglichkeiten, das Hans Sahl mit seinen Erzählungen, Gedichten, dramatischen Skizzen betrat. Viele waren auf ähnlichen Wegen, boten sich als Weggefährten an: Brecht und Bronnen, Piscator, Carola und Caspar Neher, Fritz Lang, Kurt Hirschfeld — viele andere. Die Welt schien ein Stoff für Träume und Gedichte, für

Sketche und Drehbücher zu sein. Alles diene der revolutionären Veränderung, der ungeduldigen Beschwörung des Besseren, der Zukunftsgesellschaft, die aus Chaos und Anarchie hervorgehen sollte.

Das alles wurde anders in den Jahren der Emigration. Was vorher eine literarische Haltung gewesen war und manchmal auch eine glänzende Pose, das mußte jetzt mit dem Einsatz der Existenz verantwortet werden. Zunächst sah alles noch wie eine beiläufige Erweiterung der Weimarer Kulissen aus: der Autor durchwanderte Prag, Zürich, Paris, man schloß noch Wetten ab, wie lange sich Hitler halten werde, vier Wochen oder ein halbes Jahr — und zwischen der Pension »Flora« in Prag und Madame Chollets berühmtem »Helvétia« in Paris, zwischen der Filmarbeit an der Moldau und Erika Manns »Pfefermühle« in Zürich passierte noch so viel des Komischen und Grotesken, daß man sich weigerte, an die Endgültigkeit des Exils zu glauben. Doch dann war alles plötzlich keine Kulisse, kein Spiel mehr. Die verkehrte Welt wurde zur wirklichen, die Aussiedlung zum Dauerzustand — und damit wurden Hunger, Not, Bedrohung, Abhängigkeit zu ständigen Begleitern. Mit dem Ausbruch des Krieges wurde Hans Sahl in Frankreich interniert. 1940 konnte er nach Marseille entkommen, wo er an Varian Frys Aktion zur Rettung der politisch Verfolgten in Frankreich teilnahm und selbst mit einem der letzten Schiffe nach New York entkam. Die Wirklichkeit überholte die Fiktion. Die Zeit selbst wurde zu einem die Phantasie überwältigenden Epos. So blieb nichts übrig als dokumentarische Treue und Genauigkeit — und fortan verschmolz in Hans Sahls literarischer Arbeit der Poet mit dem Chronisten, der Romancier mit dem Historiker. »Die Epik der Zeit ist sein Roman und das 20. Jahrhundert sein Schicksal«, so formulierte er selbst es in einer autobiographischen Skizze. Und in der Tat: wer könnte zu unserem Jahrhundert noch etwas hinzuerfinden, was nicht schon auf grausame Weise wahr wäre?

Mehrfach hat Hans Sahl das Exil in seinem Werk beschrieben: in seinem Roman *Die Wenigen und die Vielen* (1959), in seinen *Memoiren eines Moralisten* — und nicht zuletzt in seinen Gedichten. Dort finden sich auch die leisesten, die verlorensten Selbstporträts. Eine Zeile will ich zitieren, sie findet sich in einem »Spanien« überschriebenen Gedicht aus dem Jahr 1939, das in dem Gedichtband *Die hellen Nächte* (New York 1942) erschienen ist:

So senkt die Fahnen, aber nicht zu tief
Senkt sie vor mir, dem kleinen Unbekannten,
Der alles glaubte, alles widerrief,
Und den sie deshalb einen Narren nannten.

**

Auch Golo Mann, der Historiker, der Sohn von Thomas, der Neffe von Heinrich Mann, mußte einen schwierigen Lebensweg zurücklegen. Auch er mußte sich durchschlagen, im Inneren wie im Äußeren. In seiner Familie war er — vorsichtig gesagt — ein spät entdeckter Schatz. Unter soviel Berühmten, Beredten, unter wortmächtigen Magiern, und Geschichten-Erfindern wirkte er mit seinem Realitätssinn fast glanzlos, bescheiden, trocken — ein Historiker eben, einer, der sich von der Wirklichkeit etwas sagen läßt, statt sie durcheinanderzuwirbeln mit seiner Phantasie.

Historiker und Dichter — das sind zwei Rollen. Der Dichter kann Historiker sein, der Historiker kaum Dichter. Warum? Der Historiker kommt ohne Parteinahme, ohne Sympathie und Antipathie, ohne pro und contra nicht aus. Er kann nicht, wie der Dichter, seine Geschöpfe in ein Reich entlassen, wo allein die Kunst regiert, wo Faust und Mephisto, Leverkühn und der Teufel als artistische Figuren gleichen Rechts nebeneinanderstehen — wo alles Geltung hat, die These und die Antithese, das Gute und sein Gegenteil. So hat Golo Mann der Historiker, aber auch Golo Mann der Publizist und Zeitbetrachter immer wieder Position bezogen, mit deutlichen Unterscheidungen und, wenn nötig, mit scharfem Urteil. Dies trennt ihn als Autor wohl am deutlichsten von den anderen Schreibenden seiner Familie; denn Heinrich Mann, Thomas Mann, Klaus Mann haben sich zwar, jeder auf seine Weise, mit ihrer Zeit eingelassen — aber mit der kühlen Kenntnis und Urteilskraft Golo Manns in Sachen Politik kann sich ihre bald zeitbegeisterte, bald weltschmerzlich zeitferne Publizistik nicht messen.

Thomas Mann läßt in einer seiner schönsten Erzählungen, in *Unordnung und frühes Leid* (1926), einen Professor der Geschichte auftreten — Modell stand der Bogenhauser Nachbar Erich Marcks —, der ein eigentümliches Verhältnis zu seinem Metier hat. »Er weiß, daß Professoren der Geschichte die Geschichte nicht lieben, sofern sie geschieht, sondern sofern sie geschehen ist; daß sie die gegenwärtige Umwälzung hassen, weil sie sie als gesetzlos, unzusammenhängend und frech, mit einem Wort, als ›unhistorisch‹ empfinden, und daß ihr Herz der zusammenhängenden, frommen und historischen Vergangenheit angehört. Denn über dem Vergangenen, so gesteht sich der Universitätsgelehrte, wenn er vor dem Abendessen am Flusse spazierengeht, liegt die Stimmung des Zeitlosen und Ewigen, und das ist eine Stimmung, die den Nerven eines Geschichtsprofessors weit mehr zusagt als die Frechheiten der Gegenwart. Das Vergangene ist verewigt, das heißt: es ist tot, und der Tod ist die Quelle aller Frömmigkeit und alles erhaltenden Sinnes.« Hier haben wir das Gegenbild zu Golo Manns Auffassung von Geschichte. *Seine* historische und publizistische Kunst ist anders beschaffen; sie liebt es durchaus, sich auf den Marktplatz, in das Getümmel zu stellen. Der Grund ist deutlich: Golo Mann verehrt nicht, ganz von ferne, eine schon erstarrte, dem Tod anheimgegebene Geschichte, er weiß vielmehr, *wie Geschichte entsteht*, er kennt die Abläufe der Politik — und so fehlt ihm die Scheu vor dem *Geschehenden*, die Thomas Mann dem abendlich dahinspazierenden Professor der Geschichte unterlegt (und die sicher auch eine Faser seines eigenen Wesens war).

**

Endlich, ganz am Ende, Hermann Lenz. Als ich ihn vor vielen Jahren in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung kennenlernte, hatte ich ein altmodisches, ein fast atavistisches Gefühl: endlich ein Dichter! Die anderen in dieser ehrenwerten Runde waren ja überwiegend — wie ich selbst — Vermittler, Interpreten, Professoren, Kritiker; Hermann Lenz aber war ein Dichter, ein Erfinder auf eigene Faust, einer, der das Schreiben zum Handwerk des Lebens gemacht hatte.

Selbstdarstellung — das war und ist diesem nachdenklichen Schwaben ganz fremd. Hermann Lenz war nie ein geschäftiger Impresario in eigener Sache, nie ein effektsicherer Regisseur des eigenen Ruhmes. Er hat darum auf diesen Ruhm recht lange warten

müssen. Dabei war er frühzeitig bekannt. In Fritz Martinis *Deutscher Literaturgeschichte* steht er bereits in der zweiten Auflage von 1950 mit seinen Erzählungen *Das doppelte Gesicht* (1949) verzeichnet, mitteninne zwischen Günter Eich und Elisabeth Langgässer (von *Siegfried Lenz* damals noch nicht die kleinste masurische Spur!). Joseph Breitbach zeigte mir vor Jahren in seiner Pariser Wohnung die Erstaussgaben von Hermann Lenz, die er sorgfältig gesammelt hatte. Doch er blieb ein Geheimtip — bis Peter Handke 1973 mit Nachdruck dazu aufforderte, ihn zu lesen. Handke sei gedankt. Er hat auf einen Meister, einen Lehrer hingewiesen zu einer Zeit, als es unter Jüngeren wohlfeil wurde, Meister und Väter zu schmähen und sie mit Tagebüchern aus dem Dritten Reich zu »erledigen«. Was man übrigens bei Hermann Lenz schon deswegen nicht kann, weil er über das Dritte Reich schon Bescheid wußte, ehe es sich »vernichtend spreizte«.

Handkes Aufforderung wäre wohl nicht befolgt worden, hätten sich nicht die Zeit, das Publikum, die allgemeine Stimmung ohnehin auf Lenz zubewegt. Das merkwürdigste aber ist, daß Hermann Lenz, von außen gesehen, seinen Unruhm und sein Fast-Vergessen-Sein ebenso gelassen und gleichmütig getragen hat wie den Ruhm, der ihn in den siebziger Jahren endlich erreichte. Er mußte schreiben, und gleichgültig, was dabei herauskam, er hat die Tage, die ihm gegeben waren, als freier, als wahrhaft freier Schriftsteller zugebracht.

Ich denke bei diesem Schwaben, der ein imaginäres Wien erträumt und geschaffen hat — Bayern liegt in seinem Werk mit dunkleren Vokalen dazwischen —, oft an versunkene Möglichkeiten, versäumte Gelegenheiten unserer Geschichte, auch unserer Sprachgeschichte. Was wäre geschehen, wenn 1866 anders ausgegangen wäre, wenn sich unsere Hochsprache nicht bei Hannover, sondern vielleicht bei Darmstadt oder weiter südlich eingependelt hätte? Wäre dann der schwäbische innere Bezirk (wie auch der bayerische, der wienerische) nicht stärker ins Zentrum unserer Literatur gerückt? Wären nicht schon Nestroy und Pocci im 19. Jahrhundert zu Klassikern geworden, wie es Brecht und Horváth und Marieluise Fleißer im 20. Jahrhundert — im Schwächerwerden des Nordens, der Weimar-Jenaer Formgesetze — ganz selbstverständlich wurden? Hätte nicht sogar Mörike — »Eduard«, wie er bei Lenz vertraulich genannt wird — sich schwäbischer, süddeutscher geben dürfen, herber und unklassischer, der antikischen Hüllen und Hutzelmännleins-Verkleidungen ledig?

Doch die Frage ist müßig. Freuen wir uns, daß es Hermann Lenz gibt, und freuen wir uns, daß in unserem kleinen Poetenreigen nicht nur heftig in die Zeit verstrickte, kämpfende und debattierende Autoren vorkommen, sondern auch stillere, verstecktere, der Öffentlichkeit fernere — dabei keineswegs zeitenthobene.

**

Und nun — gibt es ein Fazit aus all diesen Begegnungen? Hatte meine Schwester recht, wenn sie meinte, daß Autoren anders seien als ihre Bücher?

Natürlich sind sie anders. Natürlich stimmen sie nicht, wie Dichter in romantischen Erzählungen, mit ihren Erfindungen überein. Wer in der Dichtung nur die Spur des Dichters sucht, der überfordert ihn und nimmt dem Kunstwerk seine Eigenständigkeit — dem Kunstwerk, das sich, je künstlerischer es ist, umso sicherer von seinem Schöpfer loslöst. Im Kunstwerk *nur* nach der Biographie des Dichters zu fahnden, es nur als Niederschlag des Lebens zu sehen — das wäre zu flach und zu gering.

Und doch interessieren uns Dichter — und manchmal interessieren sie uns ebenso, ja noch mehr als die von ihnen geschriebene Literatur. Wir wollen an ihrer Aura teilhaben, in ihre Werkstatt hineinschauen. Da wirkt ein altes Bild des Poeten nach. Manchmal gibt es dann auch Enttäuschungen: Was, so sieht der aus, der all diese fantastischen Dinge geschrieben hat, so mickrig, so gewöhnlich ist der, das traute man dem ja gar nicht zu! Oder umgekehrt: Wissen Sie, sein Roman hat mich eigentlich enttäuscht; aber vortragen kann der, wirklich großartig, und wie gut er aussieht, einfach toll. Dieses Spiel wiederholt sich immer wieder. Jeder wird aus eigenem Erleben etwas hinzufügen können. Nur manchmal, selten genug, erleben wir Momente, wo Person und Sache, Autor und Dichtung zusammenstimmen, wo wir empfinden: der, nur der (die, nur die) konnten so etwas schreiben. Und um dieser seltenen, ganz seltenen Momente willen, meine ich, lohnt sich nicht nur das Lesen der Bücher, sondern auch die Begegnung mit den Autoren — lohnen sich *Begegnungen mit Schriftstellern*.